

## Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Groller.

(Fortsetzung.)

**N**itter hatte den Kopf in die Hand gestützt, und als er aufblickte, standen Thränen in seinen Augen. Er erfaßte Brant's Hände und wollte etwas sagen, aber er brachte kein Wort heraus.

„Machen Sie nicht so viel Wesens aus der Sache,“ sagte Brant gutmüthig. „Es ist wirklich nichts dabei. Wenn Sie einige Male im Spiele glücklich doublirt hätten, stünden wir jetzt genau vor demselben Resultate. Um Eins möchte ich Sie noch bitten: um unverbrüchliches Schweigen!“

„Wie soll ich Ihnen jemals danken,“ sagte Ritter bewegt.

„Sie sollen mir gar nicht danken. Auch die letztere Bitte habe ich nicht Thret, sondern meinethwegen gestellt. Wenn das rathbar würde! Es sind nicht Alle so zart-führend wie Sie.“

Ritter athmete frei auf. Er wußte nun, daß Brant schweigen werde, und daß dieser nur einen Umweg gewählt habe, um ihn in discreter Weise darüber zu beruhigen.

Brant beendigte sein verspätetes Frühstück und reichte dann Ritter die Cigarrenliste. Dieser nahm sich eine Cigarre, wartete aber, bis Brant von der feingigen die Spitze abge schnitten hatte, um ihm ein brennendes Streichholz dienstfertig hinzuhalten.

„Wollen Sie jetzt mit mir ausfahren?“ fragte Brant, indem er seine Cigarre an der Flamme entzündete.

„Sonst fahre ich mit Ihnen bis an's Ende der Welt, wenn Sie wollen. Jetzt muß ich aber vor allen Dingen zu meiner armen Schwester!“

„Dann bringe ich Sie zu Ihrer Schwester.“

„Sie wohnt aber schon auf dem Lande, — in Dornbach.“

„Desto besser. Ich wollte ohnedies in die frische Luft hinaus. Wir fahren zusammen.“

Brant ließ anspannen, dann stieg er zuerst auf den leichten Phaeton, nahm die Zügel in die Hand und wies Ritter den Platz neben sich an. Der Kutscher saß in seiner vornehmen, dunklen Livree in gravitätischer Steifheit hinten. Auf einen leichten Wink mit der Peitsche zogen die edlen Kappen an, und nun ging es in gemessenem Trabe über die Ringstraße.

So mancher Spaziergänger wandte den Kopf, um dem Gespann nachzusehen und den schönen Gang der Pferde zu bewundern. Auch Ritter betrachtete die Thiere mit dem Auge des Kenners und lobte sie.

„Jedenfalls ist es das schnellste Gespann in Wien,“ gab Brant zu. „Es sind russische Traber, und vor drei Wochen erst haben sie auf der Traberbahn den besten bisherigen Record im Zweispännigfahren auf der Wiener Bahn gebrochen und einen neuen geschaffen, der wohl nicht so bald wieder überholt werden dürfte. Lassen Sie uns erst aus der Stadt hinaus kommen, dann werde ich Ihnen einen kleinen Trab vorführen, der es mit jedem Schnellzuge aufnehmen soll.“

Dornbach war in einer halben Stunde erreicht, und Ritter bezeichnete von Weitem das Häuschen, wo er absteigen wollte.

„Vor dem Hause steht ein Möbelwagen?“ fragte Brant.

„Das ist schon das richtige,“ bestätigte Ritter. „Meine Schwester hat mit einer Dienerin bereits gestern ihre kleine Wohnung bezogen, und heute kommen die Damen nach, unter deren Schutz sie den Sommer hier verbringen wird. Es ist eine Majorin mit ihrer Tochter.“

„Eine Majorin?“

„Ja, Majorin von Feldern.“

„Ah, ich erinnere mich; bin den Damen einige Male begegnet. Haben die eine Landwohnung?“

„Heuer zum ersten Male. Es geht ihnen ein bißchen knapp, wie ich glaube, aber die Tochter, die sehr hübsch malen soll, hat einen großen Erfolg in der Kunstausstellung gehabt.“

„Das ist ja sehr interessant!“

„Ja, sie hat gleich ihre beiden ersten Landschaften, die sie ausgestellt hat, für sechshundert Gulden verkauft, und nun konnten sie allerdings eine Landwohnung nehmen. Sie muß eine ganz bedeutende Künstlerin sein. Sechshundert Gulden, das ist ja schon ein schönes Stück Geld!“

„Woher wissen Sie denn alle diese Dinge so genau?“ forschte Brant.

„Mir hat sie die Majorin selbst erzählt.“

Damit waren sie am Ziele angelangt. Ritter sprang vom Wagen und verabschiedete sich mit einem herzlichen Händedrucke von Brant.

„Ich werde nie vergessen, was ich Ihnen zu danken habe,“ sagte er noch zum Abschiede. „Wenn Sie je

mal's Einen brauchen sollten, der sich mit Vergnügen für Sie todtschlagen läßt, so denken Sie an mich!“

Brant wehrte den Dank stumm ab, warf noch einen Blick nach dem Häuschen und fuhr dann langsam wieder stadtwärts. Er hatte sich in der Gesellschaft Ritter's so wohl und befreit gefühlt, und nun legten sich plötzlich wieder die düsteren Schatten der Melancholie auf sein Gemüth.

Ganz unvermuthet war er abermals an Geraldine erinnert worden. Wie klein und drückend waren doch die Verhältnisse, in welchen sie leben mußte! Er hatte die Gemälde für sechshundert Gulden gekauft, und es stimmte ihm ganz zu dem Bilde, das er sich von der Majorin entworfen hatte, daß sie für die Welt aus sechshundert sechshundert gemacht hatte.

Er stellte sich vor, wie Geraldine sich hätte freuen können über den unerwarteten Erfolg, und wie nun er, gerade er, ihr alle Freude habe vergällen müssen, selbst die Freude am Schaffen. Wie mußte es sie doch befriedigt haben, in redlicher Emsigkeit die kümmerlichen Verhältnisse, in welchen sie mit ihrer Mutter lebte,



Mädchen von Capri. Aquarell-Studie von F. Gesellschaft. — Siehe Seite 207.



wenigstens etwas freundlicher zu gestalten, und nun war er da wieder von der Höhe seines gewichtigen Reichthumes dazwischen gefahren! —

Und wieder fühlte er, wie ein Gefühl des Efels heiß in ihm emporsstieg.

7.

Das Häuschen in Dornbach, in welchem die Majorin den Sommer zuzubringen gedachte, bot Raum für zwei kleine Wohnungen von je zwei Zimmern. Die eine derselben bewohnte die Majorin mit Geraldine, die andere hatte Stephanie Ritter, eine Jugendfreundin Geraldinens, gemiethet. In beiden Wohnungen war je ein Zimmer zum Schlafgemach eingerichtet worden, während das zweite als Salon und Speisezimmer diente. Doch war in beiden Salons noch für je eine Schlafstätte gesorgt, sofern die beiden Brüder der jungen Damen, der Oberleutenant und der Advokat, ab und zu dort zu übernachten geneigt sein sollten. Beide Parteien behielten sich mit einer gemeinschaftlichen Küche, und bei dem intimen Verhältnisse, in welchem sie zu einander standen, hatten sie auch nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, wenn mehrere Parteien sich in den Genuß der frischen Luft in ein und demselben Garten zu theilen haben, das Terrain streng abgegrenzt, dessen unrechtmäßiges Betreten so oft den Anlaß zu einem erbitterten, alle Annehmlichkeiten des Landlebens vernichtenden Kriege zwischen den Sommerfrischlern zu bieten pflegt.

Von der Straße war das Häuschen durch ein kleines Vorgärtchen geschieden. Das Heckenrosen-Gitter und die Kugel-Akazien dieses Gärtchens boten ziemlich ausreichenden Schutz gegen das Eindringen des Straßenstaubes in die Wohnung. Viel freundlicher, als von der Straße aus präsentirte sich das Häuschen mit seiner offenen Veranda von dem Garten aus gesehen, der sich an die Rückseite des Gebäudes angeschlossen. Die Veranda öffnete sich auf ein hübsches Blumenparterre, und an dieses grenzten freundliche, mit Obstbäumen bepflanzte Rasenplätze.

Daß Stephanie Ritter in so enger Gemeinschaft mit der Majorin und deren Tochter lebt, hatte übrigens seinen Grund nicht nur in der vertrauten Freundschaft der beiden Mädchen. Albert von Feldern, Geraldinens Bruder, hatte, bevor er noch sein Doctor-Examen absolvirt hatte, sein Herz an Stephanie verloren, und seine Mutter, die Majorin, hatte nach genauer Erwägung aller Umstände gegen die Neigung ihres Sohnes keine ernstlichen Einwendungen erhoben, wenn sie auch natürlich einer reicheren Partie mit mehr Begeisterung zugestimmt hätte. Ihre einzige Sorge war nur darauf gerichtet, daß aus der Sache kein „chassez croisé“ werde, und daß nun nicht etwa auch der Bruder Stephanies sich in Geraldine verliebe. Denn Stephanie hatte doch ein kleines Vermögen, dessen Zinsen bei einem Haushalte schon ganz beträchtlich in's Gewicht fallen konnten, und außerdem mußte ja auch Albert früher oder später als Advokat dahin gelangen, sich seine Existenz jezt zu begründen, wenn er auch vor der Hand nicht daran denken konnte, eine Frau heimzuführen.

Dagegen hatte der Oberleutenant größere Bedürfnisse, als Albert, und sein Beruf bot ihm geringere finanzielle Aussichten. Die mütterlichen Besorgnisse wären demnach vollkommen berechtigt gewesen, wenn sich irgendein Anzeichen ergeben hätte, daß der Oberleutenant Geraldine irgendwie gefährlich werden könnte, — das war aber nicht der Fall. So oft sie auch beisammen sein mochten, sie kamen nie über den Ton conventioneller Freundschaftlichkeit hinaus. Zu alledem kam noch, daß Ritter sich fortwährend durch die Sorgen, die ihm eine Lebensführung über seine Mittel hinaus verursachte, so bedrückt fühlte, daß er für lyrische Empfindungen niemals recht zugänglich war, und daß er, wenn er schon an Liebe und Heirath dachte, diese Ideen doch immer mit der Vorstellung, wie er sich wohl am ausgiebigsten rangiren könnte, in Verbindung brachte.

Geraldine hatte im Dornbacher Häuschen anfänglich keinen leichten Stand mit ihrer Mutter. Der Majorin war der künstlerische Erfolg ihrer Tochter stark zu Kopfe gestiegen, und sie war nun sehr böse, daß Geraldine nicht rasch wieder Bilder malen, ausstellen und verkaufen wollte. Sie lebte der Zuversicht, daß alle Kunstfreunde es jezt gar nicht erwarten könnten, neue Bilder von G. Feldmann zu sehen und zu kaufen. Sie selbst hatte im Secretariate der Ausstellung das Geld für die Bilder behoben; dort hatte man ihr auch mitgetheilt, der Käufer wünsche nicht, daß sein Name bekannt gegeben werde. Daraufhin hatte sie beschlossen, vor der Welt den Ankaufspreis der Bilder nicht nur viel höher anzugeben, sondern auch discret durchschimmern zu lassen, daß ein Mitglied des kaiserlichen Hauses die Gemälde angekauft habe.

Geraldine hatte aber alle Lust zur Malerei verloren, und deshalb hatte sie bittere Vorwürfe von der Majorin zu erdulden. In ihre Hand sei es gegeben, die ganze Familie glücklich zu machen; alle drei Wochen könne sie mindestens eine solche Landschaft fertig malen

und verkaufen; man habe große Opfer für ihre Ausbildung gebracht, und nun sei das der Dank, daß sie nicht einmal einen Finger rühren wolle, um die Familie mit einem Schlage von Sorge und Noth zu befreien und sich selbst eine glänzende Zukunft zu sichern.

In Wahrheit hatte die Ausbildung Geraldinens nur wenige Opfer erfordert. Sie war von Haus aus eine künstlerische Natur, und wie im Zeichnen und Malen, reichten ihre Leistungen auch auf musikalischem Gebiete über das gewöhnliche Mittelmaß hinaus. Was sie aber auch konnte, das hatte sie sich zumeist selbst zu verdanken. So ehrenwerth dies für sie war, ihren Leistungen kam es nicht zu statten, und Vieles hätte besser werden müssen und können durch einen einsichtigen Wink eines kundigen Meisters.

Das Urtheil Brant's hatte sie tief entnuthigt. Wozu sollte sie noch malen? Die Bilder waren schlecht, und sie wußte doch nicht, wie sie's besser zu machen hätte. Brant hatte sie aus Varnherzigkeit oder um der Baronin einen Gefallen zu erweisen, gekauft. Wenn er nicht die Laune gehabt hätte, sie für sein Dienerzimmer zu kaufen, kein Mensch hätte sie je zu erwerben gewünscht. Wozu sollte sie hoffnungslos weiter arbeiten? Und dann, — wenn sie jezt wieder ausstellte, — würde das nicht einem neuerlichen, unedlen Apell an Brant's Geldbörse gleichen? Er hatte sie beleidigt, allerdings ohne Absicht; er würde ihre nächsten Bilder vielleicht auch kaufen, um ihr die Beleidigung zu bezahlen. „Ah, diese Bilder sind gut!“ würde er lügen, darum habe er sie ohne Auftrag gekauft. Das Geld spielte bei ihm keine Rolle, und damit hätte er sich das kleine Unbehagen, das er jezt vielleicht empfinden mochte, von der Seele heruntergelaufen. Das war noch der günstigere Fall; wie aber, wenn er annahm, daß man durch eine neuerliche Ausstellung noch einmal direct auf seine Großmuth speculirte? —

Nein, Geraldine wollte vom Malen nichts mehr wissen, und da sie ihrer Mutter von dem Schicksale ihrer Erstlingsbilder und der herben Kritik, die sie erfahren, nichts erzählen mochte, so fühlte sich diese nur allzu berechtigt zu ihren herben Vorwürfen.

So saß Geraldine manche Stunde gedankenvoll und in Sorge versunken da, zum großen Leidwesen Stephanies, deren temperamentvolle Lustigkeit nun gar nicht dazu kam, in die Erscheinung zu treten. Viel brauchte ja Stephanie nicht, um heiter zu sein. Wenn Geraldine mit ihren klaren, sanften Augen zu ihr auf sah und ihr mit ihrer stillvergnügten Miene zuhörte, so war sie schon zufrieden. Die Kosten der Unterhaltung bestritt sie schon allein, aber ihr Auditorium mußte wenigstens bei der Sache sein. Sie war deshalb mit Geraldine sehr unzufrieden; da aber die beiden jungen Mädchen treue Freundschaft hielten und sich gegenseitig ihre kleinen und großen Geheimnisse und ihre kleinen und großen Freuden und Leiden anvertrauten, so erhielt Stephanie sehr bald Kenntniß von den Sorgen Geraldinens. Darauf hielten beide Kriegsrath, was denn nun eigentlich zu beginnen sei. Etwas mußte geschehen, um Geld in's Haus zu schaffen, denn in der letzten Zeit war es ganz besonders knapp zusammengegangen. Alberts Kanzlei brachte noch immer fast gar nichts ein und erforderte daher ziemlich reichliche Zuschüsse; man konnte ihn doch nicht jezt, wo er so nahe am Ziele war, im Stiche lassen.

Wer so die beiden Mädchen bei ihren Beratungen in der blühenden Gaisblattlaube hätte beobachten können, würde unstreitig seine Freude gehabt haben an dem hübschen, eigenartigen Contraste, den sie darboten. Sie dienten sich gegenseitig als Folie; Geraldine in der lichten Glorie ihres Goldhaares und Stephanie mit ihrem schwarzen Kraushaar, — die Zigeunerin, wie sie sich selbst nannte.

Eines Tages kam Geraldine ganz aufgeregt und mit gerötheten Wangen in die Laube. Endlich war ihr eine Idee gekommen. Sie hatte in der Zeitung eine Anzeige gelesen, daß demnächst zwei illustrierte Prachtwerke, „Steiermark“ und „Tirol“, erscheinen sollten. Nun wollte sie zu dem Verleger dieser Werke gehen und ihm nahe legen, noch ein ähnliches Unternehmen in's Werk zu setzen: „das Salzkammergut“. Ihr verstorbener Vater hatte sie einmal auf eine Reise durch das Salzkammergut mitgenommen, ihre Mappen waren voll von Skizzen und Studien von dieser Reise, der einzigen, die sie in ihrem Leben überhaupt gemacht hatte. Vielleicht ließ sich der Verleger dazu bewegen, die künstlerische Ausschmückung eines solchen Prachtwerkes ihr anzuvertrauen.

Stephanie war ganz entzückt von dem Plane und konnte die geschäftliche Klugheit, mit der Geraldine auf eine solche Idee verfallen war, gar nicht genug rühmen. Darauf suchte Geraldine ihre effectvollsten Zeichnungen heraus, legte zu denselben die Photographien nach den mehrfach erwähnten zwei Delbildern, die ebenfalls Motive aus dem Salzburgerischen behandelten, und fuhr so ausgerüstet, ohne ihrer Mutter etwas von dem kühnen Plane zu verrathen, nach der Stadt.

Der Verleger, Herr Jähniße, ein Sachse, wie so viele Buchhändler in Wien, eine wahre Neckengestalt mit der Stimme eines Kindes, hörte sie freundlich an und lächelte zu ihren Worten, und sein Lächeln besagte, daß er schon längst so klug gewesen sei, wie die junge Dame vor ihm.

„Natürlich lag es in meinem Plane, auch das schöne Salzkammergut zu berücksichtigen,“ sagte er wohlwollend, „und ich habe auch schon mit den Vorarbeiten zu demselben begonnen.“

Geraldine blickte betrübt dazwischen.

„Sie kommen zu spät, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr Herr Jähniße fort. „Ich habe die Arbeit bereits Herrn Dr. Heinrich Kobl übertragen.“

„Aber das ist ja ein berühmter Schriftsteller!“

„Eben darum, ich arbeite nur mit den vorzüglichsten Kräften.“

„Aber ich bin ja keine Schriftstellerin,“ sagte Geraldine, aufathmend und von Neuem Hoffnung schöpfend. „Ich wollte nur wegen der Illustrationen anfragen.“

Jezt wurde Herr Jähniße aufmerksam. Wenn diese junge Dame etwas konnte, dann kam sie ihm sehr gelegen. Der Landschaftszeichner, den er bisher beschäftigt hatte, war plötzlich krank geworden, und er war thatsächlich in Verlegenheit, an wen er sich nun wenden sollte.

Er prüfte mit großer Aufmerksamkeit die Zeichnungen; sie fanden Gnade vor seinen Augen, und er erklärte sich bereit, die Arbeit Geraldine zu übertragen. Sie hörte ihm mit strahlenden Augen zu, als er ihr darauf belehrende Winke gab, welches technische Verfahren sie zu beobachten habe, um die Reproduction nicht zu erschweren, und sie stimmte freudig zu, als er ihr das Honorar für die ganze Arbeit mit zwölfs-hundert Gulden berechnete.

Herr Jähniße, der nicht der Mann war, etwas auf die lange Bank zu schieben, setzte sich auch sofort hin, um den Vertragsbrief zu verfassen. Der Brief war ganz geschäftsmännlich gehalten, umschrieb genau die beiderseitigen Verpflichtungen und setzte schwere Neugelder fest für den Fall der Unpünktlichkeit bei der Ablieferung. Herr Jähniße las den Brief Geraldinen vor, und da sie nichts gegen denselben einzuwenden hatte, setzte sie in freudiger Erregung und ohne Zaudern ihren Namen neben den des Herrn Jähniße.

„Wir brauchen den Brief nicht abschreiben zu lassen,“ sagte der Verleger. „Ich lasse ihn in mein Copirbuch eintragen und sie können ihn dann mitnehmen.“

Geraldine war ganz stolz darauf, daß sie nun einen regelrechten Vertrag erhalten sollte, und noch dazu von einem so bekannten Verleger.

Während der Diener den Brief unter die Copirpresse gab, äußerte Herr Jähniße noch einige Wünsche. Er hatte bemerkt, daß Geraldine sich den Künstlernamen G. Feldmann beigelegt habe. Davon wollte er nichts wissen. Auf dem Titelblatte müßte es heißen: „Illustriert von Geraldine von Feldern“. Der Name Feldern stand in der Aristokratie, bei Hofe und in der Armee in Ansehen und hatte einen guten Klang; dieser Vortheil mußte zu Gunsten des Abjates benutzt werden.

Geraldine willigte ein, aber Herr Jähniße hatte noch Wünsche. Er hatte sich auch um die Photographien nach den beiden Gemälden erkundigt, und so erfahren, daß Herr von Brant der Besitzer dieser Bilder sei. Geraldine erbot sich, von denselben Motiven andere Ansichten zu liefern, aber darauf ging der Verleger nicht ein. Ihm gefielen diese Auffassungen ganz besonders, bemerkte er, obschon ihm auch jede andere Auffassung ebenso genehm gewesen wäre. Worauf es ihm ankam, das war, daß er unter die Illustrationen drucken wollte: „Nach den in der Brant'schen Galerie befindlichen Originalen mit Bewilligung des Eigenthümers reproducirt.“

Herr Jähniße calculirte ganz geschäftsmäßig, daß es nur von Nutzen sein könne, wenn auch gesellschaftliche Kreise, wie die Brant's, für das Unternehmen interessiert würden. Geraldine mußte sich also auch noch verbindlich machen, die formelle Bewilligung Brant's zu erwirken und beizubringen. Herr Jähniße konnte nicht wissen, wie drückend ihr diese Bedingung war, aber Geraldine mußte nach einigen Einwänden, die einem Geschäftsmanne allerdings nicht einleuchtend erscheinen konnten, endlich auch diese Zusage machen. Sie ahnte nicht, daß nun Herrn Jähniße der Vertrag fast ebenso wichtig geworden war, wie ihr selbst. Für sie bildete dieser Vertrag aber einen solchen Glücksfall, daß sie ängstlich darauf bedacht war, ihn nicht noch zum Schluß durch irgend eine Schwierigkeit rückgängig werden zu lassen.

Nun war endlich Alles in Ordnung. Herr Jähniße überreichte ihr den Vertrag und richtete die Anfrage an sie, ob sie nicht eine Anzahlung wünsche. Geraldine verneinte die Frage, aber nun bestand Herr Jähniße darauf. Es wurde eine Bestätigung ausgefertigt, worauf Geraldine den Vertrag und zwei Hundertgulden-Noten sorgfältig in ihr Täschchen barg.



Hochklopfenden Herzens verließ sie das Comptoir des Verlegers und fuhr dann in einem Omnibus nach Dornbach. Während der ganzen Fahrt hatte sie ihre Hand fest auf das Täschchen gedrückt, das ihre kostbaren Besitzthümer enthielt. Sie dünkte sich reich und glücklich.

Sie träumte von einer schönen, künstlerischen und ehrenvollen Thätigkeit, und was sie insbesondere mit einer wahren Befriedigung erfüllte, war die Aussicht, daß nunmehr auch ihre Mutter sich zufrieden geben und nicht länger mehr in sie dringen werde, wieder die Kunstausstellung mit Delgemälden zu beschicken.

Die Majorin war in der That sehr glücklich, als ihr Geraldine häutig und voll Freude das Vorgefallene schilderte und als Bekräftigung des Gesagten das Geld und den Vertrag übergab.

„Du bist mein braves Kind!“ sagte die Majorin gerührt und küßte sie auf die Stirne.

Stephanie sprang und tanzte im Zimmer herum, wie ein ausgelassenes Kind.

8.

Erweise Jemandem Wohlthaten, er wird dich bald vergessen. Thue Jemandem Unrecht, er wird es vielleicht über kurz und lang auch vergessen, du selbst aber wirst ganz gewiß lange daran denken.

Brant dachte oft an Geraldine, und er wunderte sich dann wohl, daß seine Gedanken so oft zu ihr zurückkehrten. Er versuchte es, sich darüber Rechenschaft zu geben, und kam doch nie recht in's Klare mit sich. Ob sie ihn wohl auch so beschäftigen würde, wenn er sie nicht wiederholt gekränkt haben würde, fragte er sich. Schön war sie ja, sehr schön; aber wie für so vieles Andere, war er auch für die weibliche Schönheit abgestumpft. Auch Schönheit ist mit Gold zu kaufen, — aber die Ehrbarkeit nicht. Diese Ehrbarkeit! Für ihn war auch die zu haben, allerdings auf einem Umwege beim Trau-Altar vorbei, aber für ihn war sie doch zu haben. Er wußte, daß er unter den schönsten und ehrbarsten Töchtern des Reiches wählen könne, und daß die Wahrscheinlichkeit einer Abweisung eine sehr geringe sei. Die leichte Erreichbarkeit nimmt den Dingen ihren Werth. Wie sollte der mächtige Feuerbrand der Liebe dieses Herz erfüllen, wie die unendliche, beglückende Sehnsucht, wo aller menschlichen Vorausicht nach der etwaige Gegenstand einer solchen leidenden Sehnsucht, mit größter Verschleimigung, um es nur ja nicht zu veräumen, Ja und Amen sagen würde?

Und doch ward er von der Welt beneidet, und doch wurde sein Glück von Allen gepriesen. Sein Glück? Er fragte sich oft, ob er nicht irrtümlich sei, oder im Begriffe, es zu werden, da er sich so im Gegensatz zu der allgemeinen Meinung aller Vernünftigen sah. Vielleicht war er ja wirklich glücklich, und es hinderte ihn nur ein düsterer Wahn, es auch einzusehen, daß er es sei? Für ihn war es einerlei, ob er das Opfer einer grundlosen Wahnvorstellung war oder nicht. Und wenn es auch thatsächlich nur eine Wahnvorstellung war, — das reale Ergebnis blieb dasselbe, — sie genügte, ihn wirklich unglücklich zu machen.

Er begann zu grübeln, und da er keinerlei Interessen hatte, die ihn ganz hätten erfüllen können, spann er sich immer tiefer in seine Grübeleien ein. Er wollte dem Räthsel auf den Grund kommen, warum er so oft an Geraldine dachte. War es Liebe, die thörichte, ewigweise, beseligende Ueberschwänglichkeit der Liebe? — Er traute sie seinem verödeten Herzen längst nicht mehr zu.

Er hatte an ihr etwas gut zu machen, und er wußte nicht, wie? Wie sie ihn angesehen, als er sie das letzte Mal so grausam verwundet hatte! Der Blick würde ihm ewig unvergesslich bleiben. Er mußte an seine erste Jagd und an das erste Reh denken, das zu erlegen ihm gelang. Das flüchtige Geschöpf stürzte im Feuer; er sprang hinzu, da hob es noch einmal den edlen Kopf und richtete die Augen auf ihn mit einem Blicke, — einem Blicke, den er auch nie vergessen konnte.

Er wußte nichts mehr mit sich zu beginnen. Die Zeit schlich ihm träge dahin, als hätte sie Bleigewichte an den Sohlen. Es freute ihn nichts; verdrossen blickte er in die Welt, verdrossen auf sein ganzes Dasein, das ihm ziel- und zwecklos erschien. All' sein Sinnen war darauf gerichtet, sich die Zeit zu vertreiben, und er konnte sich gar nicht vorstellen, wie das den anderen Leuten gelingen konnte. Mit einem Gefühle des Reides blickte er auf Alle, so da mühselig sind und beladen. Sie wußten doch, warum sie lebten. Die Mühsal läßt die Langerweile nicht aufkommen, und die Mühsal ist doch noch besser, als die öde, trostlose Langerweile. Auf die Mühsal folgen doch Augenblicke des Aufathmens, Stunden der Erholung, der Freude. Es mag süß sein, nach harter Arbeit ein tiefes Ruhebedürfnis befriedigen zu können, — er aber war müde, ohne gearbeitet zu haben; er besand sich in der Ruhe und konnte doch nicht ausruhen. Oft ergriff ihn ein stürmischer Thätendrang, und dann wußte er wieder nicht, wie er seine Kräfte bethätigen sollte.

Er beschloß, sich gewaltsam aufzuraffen, um der Stidluft des Epleens, die ihn umgab, zu entfliehen. Andreas erhielt Befehl, zu packen und mit ihm unverzüglich nach Berlin zu reisen. Er gedachte, seinen Freund Berkewitz zu besuchen und sich womöglich durch ihn aufrichten und innerlich erfrischen zu lassen.

Berkewitz, der sich von seinem schweren Liebeskummer schon leidlich erholt hatte, war sehr erfreut, ihn zu sehen, aber er konnte sich ihm nur wenig widmen. Er hatte ernsthaft Dienst zu thun, und dann war er Nachmittags so abgepannt, daß er bis zum Abend schlief. Tief in die Nacht hinein konnte er Brant auch nicht Gesellschaft leisten, weil immer schon der früheste Morgen zum Dienste rief.

So war Brant den größten Theil des Tages auf sich selbst angewiesen, und dabei verbesserte sich sein Gemüthszustand nicht. Im Gegentheil, er verschlechterte sich bis zur Unerträglichkeit. Eine innere Unruhe und Unzufriedenheit machte ihn ganz unfähig, sich geistig zu beschäftigen. Er brachte die Sammlung nicht auf, um sich einem ernsthaften Kunstgenusse hingeben zu können, und er war außer Stande, sich anhaltend in ein Buch zu vertiefen.

Das geräuschvolle Treiben in der Riesenstadt verwirrte und betäubte ihn, ohne ihn kräftig anzuregen. Seine Verstimmlung ward hier nur noch größer und tiefer, als sie es in Wien schon gewesen. Denn hier sah er noch in erhöhter Deutlichkeit, wie sich Alles und Jedes um ihn ernsthafter und intensiver Arbeit widmete.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten

### Haus-Gymnastik für Frauen und Mädchen.

Ein Wort zur Beherzigung.

In unseren Tagen geistiger Ueberbürdung und rastloser Geschäftsthatigkeit ist es mehr denn je nöthig, als richtiges Gegengewicht gegen die zerstörenden Wirkungen einer einseitigen Cultur dem Körper durch eine angemessene Uebung seiner Kräfte eine erhöhte Pflege zu Theil werden zu lassen. Dem Knaben und Jüngling bietet die Schule einen geregelten Turnunterricht, und der Mann kann durch mannigfache sportmäßig betriebene Leibesübungen vortheilhaft auf seinen Körper einwirken. Anders ist es beim weiblichen Geschlecht. Schon den jüngeren Mädchen ist es, zumal in den besseren Ständen, aus sogenannten Anstands Rücksichten unterlagt, in fröhlichem Spiele zu jaulen, zu laufen, zu springen, lebendig sich zu drehen und zu schwenken. Und auch das Schulturnen, welches als Ersatz für solche Einschränkungen gerade den Mädchen in ausgedehntem Maße geboten werden sollte, ist viel weniger allgemein eingeführt und benutzt als bei den Knaben. Jungfrauen und Frauen aber haben fast gar keine Gelegenheit, den Körper angemessen zu üben. Ihre Spaziergänge sind kurz bemessen, die Bewegungen durch Sitte und Kleidung eingeeengt, und nur im Tanze ist frohe Lebhaftigkeit gestattet. Aber auch hier wird der Nutzen, den die Bewegung bewirken könnte, zum großen Theil aufgehoben durch ungewöhnliche Kleidung, durch Staub, Hitze und schlechte Luft des Ballsaales und oft auch durch ein Uebermaß der Bewegung. Gelegenheit zum Schwimmen und Turnen bietet sich Jungfrauen und Frauen leider selten dar, und selbst diese seltenen Gelegenheiten werden aus Vorurtheil spärlich benutzt.



Arm-Hoben und -Senken.

stand veröffentlicht hat, von höchster Bedeutung sein. In diesem heißt es u. A.:

Es ist eine allgemein festgestellte Erfahrung, daß unsere weibliche Jugend, zumal die städtische, überaus häufig, und namentlich unverhältnißmäßig häufiger als die männliche Jugend, Gesundheitsstörungen erleidet, welche um so beklagenswerther sind, als sie nicht nur das Leben und das Wohlbefinden der davon betroffenen Individuen in betrübendster Weise verkümmern, sondern auch dazu beitragen, der solchen Boden entziehenden Generation den Stempel der Gebrechlichkeit aufzutragen. Allgemeine Muskel- und Nervenschwäche, nervöse Leiden aller Art, Fleischsucht, mangelhaftes Wöchsthum, Schmal- und Engbrüstigkeit und Rückgrats-Verkrümmungen sind notorisch sehr häufige Krankheitszustände der Mädchen, wohl zehnmal so oft bei diesen beobachtet als bei Knaben. Der Grund dieser häufigeren Erkrankung des weiblichen Geschlechts liegt nicht sowohl in der schwächeren Organisation desselben, als in einer Vernachlässigung eines wesentlichen Elementes ihrer phy-

sichen Erziehung gerade in den die körperliche Entwicklung so wesentlich bestimmenden Jahren von 6-15. Während der Knabe sich freier bewegen, laufen, klettern, springen u. s. w. und seinen Körper instinctiv durch naturgemäße Spiele kräftigen darf, in diesem Streben auch durch methodische Unterweisung im Turnen gefördert wird, entbehrt das Mädchen aus Unkenntniß oder aus abelverstandenen conventiellen Rücksichten fast allgemein dieser wohlthätigen Kräftigungsmittel. Die Hälfte des Tages verbringt es in der Regel in meistens überfüllten und hygienisch ungewöhnlichen Schullocalen, in welchen der Mangel an Raum auf den Sitzbänken eine andauernde nachtheilige Körperhaltung bedingt; dann folgt stundenlange häusliche Beschäftigung mit Schul- und Handarbeiten, mit Sprachen, Zeichnen und Musik, und es fehlt an dem nöthigen Gegengewicht gegen diese die Gesundheit gefährdenden Einflüsse, es fehlt an einer entsprechenden Ausgleichung der geistigen Anstrengung durch körperliche Uebungen. Wir Aerzte können nicht laut genug unsere Stimmen erheben, daß diesem Mangel abgeholfen werde. Wir erkennen neben anderen körperlichen Uebungen (Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Spielen im Freien u. s. w.) in dem methodischen Mädchenturnen das wesentlichste Mittel zur Abhilfe. Das Turnen stärkt das Muskelsystem, verbessert die Haltung des Körpers, hebt die Brust zu freiem Athmen, giebt den Bewegungen Festigkeit und Anmuth und fördert die normale, kräftige und harmonische Entwicklung der Glieder und des gesammten Organismus. Mit der wachsenden Kraft der Bewegungsenergie wird dem Empfindungs-Nervensystem ein festes Gegengewicht gegeben. Es wächst die moralische Kraft und mit ihr die Widerstandsfähigkeit gegen materielle und moralische Einflüsse, die sich im späteren Leben des Weibes nur zu leicht in nachtheiliger Weise geltend machen.



Uebungen mit dem Stabe.

Freilich wirkt nun das Turnen am anregendsten und günstigsten, wenn es in fröhlicher Gemeinschaft mit anderen Personen geübt wird. Deshalb ist für Kinder, welche die Schule besuchen, der Turnunterricht der Schule, wenn er sonst zweckmäßig betrieben wird, die beste Leibesübung. Aber nicht in allen Mädchenschulen wird geurnt; in den meisten wird nur ein beschränkter, dem Bedürfnis vieler Kinder nicht genügender Turnunterricht erteilt; die der Schule entwichenen Mädchen und das reifere weibliche Geschlecht finden vollends keine oder äußerst seltene Gelegenheit, in fröhlicher Gesellschaft zu turnen. Unter solchen Umständen bietet eine im eigenen Hause mit zweckmäßiger Wahl und Anordnung der Uebungen betriebene Gymnastik jüngeren und älteren Mädchen und Frauen einen werthvollen Ersatz, der vollständig geeignet ist, die Uebelstände, welche aus der Vernachlässigung des körperlichen Lebens hervorgehen, auszugleichen und aufzuheben.

In dieser Beziehung möchten wir ein in kurzem erscheinendes Buch von Angerstein und Ecker: „Die Haus-Gymnastik der Frauen und Mädchen“ (Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin [Richard Schoch] in Berlin), das uns die Anregung zu den nachfolgenden Bemerkungen gegeben hat, allen unseren Leserinnen bestens empfehlen. Die Haus-Gymnastik hat nicht den Zweck, zur Heilung ernster Krankheitszustände, namentlich nicht ohne Hinzuziehung eines Arztes, verwandt zu werden. Sie ist deshalb keine Heil-Gymnastik im engeren Sinne, vielmehr soll sie diätetisch, d. h. zur Erhaltung der Gesundheit und zur allgemeinen Kräftigung dienen.

Die Uebungen der Haus-Gymnastik sind, wenn sie entschiedenen Nutzen haben sollen, mit absoluter Regelmäßigkeit zu treiben. Sie müssen täglich vorgenommen werden. Die tägliche Uebungszeit wird bei jüngeren Kindern und schwächeren Personen etwa eine halbe Stunde betragen, bei kräftigeren und geübteren sich bis zu einer Stunde ausdehnen dürfen. Schwächliche Personen, welche eine möglichst starke Wirkung der Haus-Gymnastik zu erzielen wünschen, können auch wohl täglich zweimal je eine halbe Stunde üben. In manchen Fällen, z. B. bei sehr reizbaren Naturen, auch wohl bei anhaltend sitzender Beschäftigung empfiehlt es sich, die ganze tägliche Uebungsaufgabe nicht auf einmal, sondern in mehreren Portionen, über den Tag vertheilt, abzuarbeiten.

Der Betrieb der Hausgymnastik muß lange Zeit hindurch mit gleichmäßiger Ausdauer fortgesetzt, er muß gewissermaßen zu einer Lebensgewohnheit werden. Erst dann entfaltet die Uebungsthätigkeit ihre vollen und tiefgehenden Wirkungen. Die Uebungen können in angemessener Auswahl, die in dem oben angeführten Buche vorgeschrieben sind, von weiblichen Personen jedes Alters vorgenommen werden. Nach Beendigung aller zu derselben Uebungsform gehörenden Einzelbewegungen wird eine kurze Erholungspause gemacht, in welcher der Lebende ruhig und tief athmen soll. Ein solches Tiefathmen (d. h. ein gleichmäßiges, volles und kräftiges Ein- und Ausathmen bis an die äußerste mögliche Grenze) wird auch außer den Uebungszeiten, besonders auf Spaziergängen, für die Gesundheit sehr nützlich sein und die Wirkung der Haus-Gymnastik unterstützen. Eine durch die Uebungsthätigkeit herbeigeführte Beschleunigung des Herzschlages und der Athmung muß man erst vorübergehen lassen, ehe man die folgende Uebung vornimmt. Die Gesamtwirkung einer täglichen Uebung soll eine angenehme Ermüdung, niemals eine Ermattung oder völlige Erschöpfung



Uebungen mit dem Armstärker.





Eine Verhaftung zur Zeit des großen Kurfürsten.  
Nach einer gezeichneten Fabel von Johann Schmalz. — Erste Seite 197.  
Mit der Vertheilung der Münzen durch den Kaiser.



sein. Jede Übungszeit ist mit mäßig anstrengenden Übungen zu beginnen; dann erst kommen die kräftiger wirkenden Bewegungen, und mit ruhigen und beruhigenden wird die Thätigkeit geschlossen. Nur nach und nach sind die Übungen zu schwierigeren zu steigern; namentlich ist dies von schwächlichen Personen zu beachten. Für das höhere Alter eignen sich im Allgemeinen mehr ruhige Bewegungen; bei jüngeren Kindern sind die Übungen in weicheren, abgerundeteren Formen, mit weniger Energie und Straffheit auszuführen als im kräftigen Jungfrauen- und Frauenalter.

Es ist zweckmäßig, daß vor Ausführung der Übungen die Verdauungsorgane möglichst leer seien. Die Tagesstunden, in welchen die gymnastische Thätigkeit stattfinden soll, sind deshalb passend so zu wählen, daß sie vor einer Mahlzeit liegen. Am angemessensten sind die Morgenstunden vor dem Frühstück, demnächst die Vormittagsstunden vor dem Mittagessen; aber auch die Zeit vor dem Abendessen ist brauchbar. Doch muß in jedem Falle zwischen der Übung und der darauf folgenden Mahlzeit eine Pause sich befinden, damit inzwischen die durch die Bewegung entstandene Aufregung verschwunden und der ganze Organismus zur Ruhe gekommen ist. Unter Umständen kann auch der spätere Abend zu den Übungen verwandt werden.



Übungen an den Schaufelringen.

Die Kleidung der Übenden muß bequem sein und alle Bewegungen des Körpers ungehindert zulassen. Jede Bewegung, besonders des Halses, der Brust und des Unterleibes, durch ungewöhnliche Kleidung wirkt bei der Übung durchaus schädlich. Namentlich sind Schnürleiber und über den Hüften festgebundene Röcke, ebenso enge, nicht elastische Strumpfbänder verwerflich.

Begonnen wird die häusliche Gymnastik am besten mit sogenannten Frei-Übungen. Die Kopfbewegungen. — Kopfdrehen, Kopfbiegen vor-, rück- und seitwärts und Kopfkreisen, — wirken günstig bei Lähmungen und Schwäche-Zuständen der Hals- und Nackenmuskeln. Die Bewegungen der Arme, — die Übungen des Schulterhebens, des Vor- und Rückbewegens der Schultern, des Armhebens, Armhinhaltens, Armausbreitens, des Trichterkreisens und der sogenannten Röhle bewirken sämtlich eine Erweiterung der Brusthöhle und dadurch eine Verbesserung der Athmungs-Thätigkeit.

Die Beimübungen kräftigen die Muskeln der unteren Gliedmaßen und machen die Beine leichter frei. In dieser Beziehung wirken die Bewegungen des Spreizens, Beinhinhaltens und Beintreffens in hohem Grade auf das Hüftgelenk, Anheben und Unterschenkelheben auf das Kniegelenk und endlich Fußbeugen, Fußdrehen und Fußkreisen auf das Fußgelenk. Neheliche Wirkungen erzielen die Übungen des Gehens, Laufens und Hüpfens.

Viele dieser Frei-Übungen können auch unter Benutzung leichter Eisenhanteln oder eines Stabes vorgenommen werden. Besonders die Stabübungen kräftigen die den Brustkasten umgebenden Muskeln, erweitern die Brusthöhle und befördern in hohem Grade die Athmungs-Thätigkeit. In dieser Beziehung hat sich auch der vom Schulinspector Dr. Vargiaber in Basel erfundene „Arm- und Bruststärker“ als sehr zweckdienlich erwiesen.

Außer diesen Frei-Übungen sind auch die Übungen am Red und an den Schaufelringen sehr zu empfehlen. Beide Gerätschaften sind nach den Angaben des Angerstein-Edder'schen Buches bequem im Zimmer anzubringen. Zum Einlegen der Redstange werden an die Seitenfüllungen einer Thür fünfzehn Centimeter breite, fünf bis sechs Centimeter dicke Bohlenstücke aus gutem, festem Holz sicher angeschraubt, nachdem dieselben abwechselnd mit runden Löchern und winkelförmigen Ausschnitten versehen sind, die in ihrem Durchmesser den Enden der Stange entsprechen. Diese Löcher bezw. Ausschnitte beginnen etwa in Hüfthöhe und müssen in Abständen von je fünfzehn Centimeter bis so weit nach oben angebracht werden, daß die Übende an der Stange mit völlig gestreckten Armen hängen kann. Durch ein Holzklöpfchen, welches in den wahren Theil des Ausschnittes bis über das Stangenende geschoben wird, ist die Stange vor dem Herausfallen zu sichern. Die Schaufelringe sind in jeder größeren Spielwaren-Handlung vorrätig.

Unter den reinen Bewegungsspielen gehört das Ballspiel in seinen verschiedenen Formen zu den vorzüglichsten. Beim Werfen und Fangen des gewöhnlichen Balles sowie beim Schlagen des Federballes ist der ganze Körper in Thätigkeit; da wechseln kleine, genau beherrschte Bewegungen mit lebhaften



Wimmeln an den Schaufelringen.

und ausgedehnten Drehungen und Wendungen, ja selbst Lauf und Sprung müssen plötzlich ausgeführt und ebenso schnell gehemmt werden. Diese Übungen sind auch in diätetischer Beziehung von sehr hohem Werthe. Das wußten bereits die Griechen und Römer des Alterthums, welche von den ersten Zeiten ihrer Entwicklung bis in die späten Jahrhunderte ihres Niederganges mit immer gleicher Vorliebe und immer gleichem Eifer Ballspiele betrieben. Die alten Aerzte, wie Galenus, Avicenna u. a., schätzten das Ballspiel sehr hoch und empfahlen es zu erzieherlich-gymnastischen und heilgymnastischen Zwecken.

Rachdruck verboten.

Die Kose.

Novellette von Clara Biller.

„Sie sitzt mit dem neuesten Romane in der Sopha-Ecke, versunken in ein spannendes Kapitel.“

Da wird die Thür aufgerissen, und herein stürzt ihre Freundin Mimi. Mimi ist wieder einmal aus Rand und Band. Ihre Augen blitzen, alle Grübeln des reizenden Gesichtes zuden. Sie wirft sich Else gegenüber in einen Rehnstuhl.

„Du, Elsi . . . denk' Dir . . .“  
Hier lacht sie an zu lachen, aber zu lachen, daß das ganze Gesicht strahlt.

Natürlich wird Else angestekt.  
„Ja, was ist denn eigentlich los?“ fragt sie, sobald sie zu Athem kommt.

„Ach, Elsi . . . denk' Dir . . .“  
Aber immer, wenn Mimi sich wieder zu diesem Anfange sammelt, erstickt Lachen von Neuem die Worte. Die hellen Thränen laufen ihr über die Waden; sie wiegt sich in den Hüften, hält sich die Seiten, schlägt die Absätze ihrer Stiefelchen zusammen und biegt sich nach vorn über, als wollte sie auf die Nase fallen.

Else schüttelt den Kopf. „Nun — aber!“

„Vor Allem, daß Du's keiner . . . Seele . . . sagst . . .“

Aber Mimi kommt noch nicht weiter. Noch einmal springt sie auf, reißt ihren Hut ab, schleudert ihr Mäntelchen in die Ecke, läuft in der Stube hin und her, — immer lachend, — und hiebt endlich athemlos vor der verwunderten Else nieder.

„Wenn Du . . . schwören willst, . . . es Niemand . . .“

„Wo denkst Du hin!“

„Das ist nicht genug.“

„Also: wahrhaftig nicht!“

„Dein Ehrenwort?“

„Mein Ehrenwort.“

„Ich habe . . . Fanni's Süßholz-Fixer angeführt!“

„Du göttliche Dumm! Aber wie denn?“

„Du weißt, ich beobachte ihn genau . . . Ach, Elsi, die Männer sind doch furchtbar komisch, wenn sie verliebt sind!“

„Na, nicht Jeder!“

Else fühlt sich beleidigt in der Seele von Einem, der verliebt und gar nicht komisch ist.

„Täglich läßt er jetzt ein Dutzend Mal bei uns vorüber, und wenn das Fenster offen steht, hör' ich ihn seufzen.“

„Geseht, Fanni hätte ihn gern?“

„Wie kann sie! Liebe soll doch etwas Boetisches sein! Nun denk' an den Fixer! Wie kann sie denn ein Milchstafee-Gesicht lieben, das täglich schmaler wird, und Chokoladen-Augen, die täglich größer werden! Dabei alt, wie Methusalem . . .“

„Nun, nun! Noch nicht vierzig! Aber die Geschichte!“

Und Mimi, ihre abgerissenen Reden durch lebhafteste Gesten unterstützend, erzählt:

„Fanni sitzt am Fenster . . . es hat bei uns geraucht, das Fenster ist offen . . . ich steh' neben Fanni. Sie ist vom gestrigen Ball noch ein bisschen müde und nicht über dem Sprechen ein . . . da seh' ich ihren Fixer die Straße heraufkommen . . .“

nich durchsucht ein Gedanke! Gestern hat er Fanni um eine Blume aus ihrem Bouquet gebeten. Fanni — keine Idee! Aber sie konnte sich ja über Nacht besonnen haben. Konnte sie nicht? Wie ich das denke, schwänzelt mein Fixer näher und näher . . . Ich schnell hinter die Gardine. Vor dem Fenster natürlich Hemmschuh angelegt . . . Augen rechts, nach oben . . . Er grüßt herauf . . . er ist ja bischen kurzichtig, sieht nicht, daß sie eingeknickt. Da bewege ich meine Hand nach der Kose, die Fanni vorgesteckt hat . . . werfe die Kose herab . . .“

„Du Unfug!“

„Aber denke nur, wie komisch! . . . Denk' nur! Es war schon schamhaft . . . unsere kleine Straße leer . . . Herr Fixer bückt sich . . . hebt die Kose auf . . . und schnell damit in den Paletot . . . linke Seite! . . . Ich mußte immer denken, wie ich es Dir erzählen würde . . . Dir allein, natürlich! . . . und hielt an, nicht loszulapfen! Also er . . . einen Augenblick bleibt er stehen . . . grüßt mit Nachdruck und Schwächen noch einmal herauf, geht dann langsam weiter. Denk' Dir das nur, eben ist's geschehen!“

„O Gott, was hast Du angerichtet!“

„Jetzt stell' Dir vor, wie er sich geberden wird, wenn er Fanni wieder sieht! . . . Er wird sich ja geliebt glauben! Seine sieben Haare werden ja zittern vor Bewegung . . . er wird ja noch viel mehr stottern und sich die Hände reiben, als gewöhnlich! Denk' Dir das nur!“

Und in Aussicht dieser Scene häupt Mimi bald auf dem linken, bald auf dem rechten Beine in der Stube herum und klatscht in die Hände.

„Aber die unglückliche Fanni! Die zurückhaltende, bescheidene, gute Fanni!“

„Das ist ja eben das furchtbar Komische! Sie hat ja keine Ahnung; sie wird ja gar nicht wissen, was er mit dem Liebeszeichen meint . . . Sie werden sich ja unbegriffen anstottern! . . .“

„Elsi, willst Du einen ersten Platz bei diesem Wiedersehen? Ich geb' Dir ein Zeichen vom Fenster, wenn er kommt.“

„Du, hör' mal, Du bist ein solcher ausgelassener, gefährlicher, kleiner Anirps, daß mir die Haare zu Berge stehen, wenn ich daran denke, was Du mir einmal anrichten könntest!“

„Küß mich, Elsi! Gleich küß' mich, — und mach' nicht so heilige Augen!“

Und da Else ihr nicht entgegenkommt, stürzt Mimi auf diese zu und umarmt sie kümmisch. Dann wirft der ausgelassene Radfahrer rasch sein Mäntelchen wieder um und fliegt ebenso schnell zur Thür hinaus, als er gekommen ist.

Die Wirthin hat dem Amtsrichter Fixer soeben das Frühstück auf den Tisch gestellt. Vor ihm duftet lieblich der heiße Kaffee; neben ihm liegen die interessanten „Nachrichten“, so frisch,

so frisch! Aber Fixer entfaltet die Nachrichten nicht, und statt den Kaffee zu trinken, rührt er nur nachlässig mit dem Löffel in der Tasse herum. Sehr unwillig Bewegung, — er hat vergesssen, Zucker in die Tasse zu thun.

Sein Blick ist auf eine Kose gerichtet, die in einem Rheinwein-Glase den Ehrenplatz auf seinem Frühstückstisch behauptet. Eine etwas chifonirte Kose schon! Luise Peters würde sie kaum malen; jede anständige Biene, die sich auf Rosen versteht, würde an ihr vorbeistreichen. Höchstens könnte ein kurz-sichtiger Schmetterling sich einen Augenblick über ihren Werth täuschen und sie umgankeln.

Fixer, der kein Blumenmaler, kein Honigsammler und, — obwohl etwas kurzichtig, — auch keinem Schmetterlinge zu vergleichen ist, scheint sich am Anblick dieser Kose heute zu sättigen.

„Die gute Fanni, — die liebe, gute Fanni!“ murmelt er von Zeit zu Zeit vor sich hin. Darauf schiebt er die unberührte Tasse vor sich, säubert das Tisch Tuch von imaginären Krumen und entfaltet ein beschriebenes Blatt, um es zum zehnten Male zu überlesen. Er hätte sich die Mühe füglich sparen können. Der Inhalt war ihm so geläufig, wie die Haupt-Paragrafen des preussischen Landrechts. Das Schreiben lautet:

„Theures, hochverehrtes Fräulein Fanni!“

Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie längst errathen haben, wie mein Herz, seit ich Sie kennen lernte, nur für Sie geschlagen, — nur von Ihnen erfüllt ist! Graufame Zweifel hielten mich bis jetzt in „Hängen und Bangen“, wie unser sterblicher Dichter es so meisterhaft ausgedrückt hat. So verabschiede ich das offene Bekenntniß meiner Gefühle von Woche zu Woche. Der gestrige Tag aber hat mich über Ihre Gefinnung belehrt, — er ist dadurch zum glücklichsten Tage geworden, den mein einfames Leben bis jetzt verzeichnete. Ja, — da steht sie vor mir, diese reizende Kose, — der Engelsgruß aus Ihrer Hand! Sie sind keiner Täuschung fähig, — und so wird die harte Blume mir zum festesten Grunde, auf den ich meine Hoffnung baue, wenn ich jetzt frage: Theures, hochverehrtes Fräulein Fanni, — wollen Sie die Meine werden? Wollen Sie durch Ihr liebes, anspruchloses Walten meinem ferneren Dasein Glück und Glanz verleihen? Mit Sehnsucht und zugleich mit freudiger Gewißheit sehe ich Ihrer Antwort entgegen.

Berathen Sie mit Ihren hochgeschätzten Verwandten, denen meine amtliche Stellung bekannt ist, und machen Sie dann so bald als möglich den treuesten und wärmsten Ihrer Verehrer zum Glückseligsten der Sterblichen.

Ewig Ihr ergebener  
Julianus Fixer.“

Nachdem er abermals bei seiner Unterschrift angekommen, legte er den Brief sorgfältig wieder in die schon gebrochenen Falten und schloß dann (um fernerer Verführung zum Ueberlesen auszuweichen) mit energischer Bewegung das Couvert. Da schlug's denn Uhr vom Rathsturm. Rasch sprang Fixer auf. Denn der gewissenhafte Mann läßt auch das stärkste der Gefühle nicht zum Herrscher über seine Amtspflicht werden. Er trat in's Nebenzimmer, vertauschte den türkischen Schlafrock mit dem geistigen Schwarz der bürgerlichen Kleidung und eilte dann im Amtsschritte dem Gerichtsgebäude zu, nachdem er das bewußte Document dem nächsten Post-Bureau zur Beförderung übergeben.

(Schluß in nächster Nummer.)

Rachdruck verboten.

Aus der Londoner Gesellschaft.

London, im November.

Die hinter uns liegende Season hat uns in diesem Jahre ebenso wie das liebliche Sommerwetter mit seinem Juli-Schnee an der Nase herumgeführt. Sowohl die Abspannung nach den großartigen Jubiläums-Feierlichkeiten des vorigen Jahres, als ganz besonders die allgemeine Trauer um die nahverwandten beiden deutschen Kaiser ließen die rechte Lust am Vergnügen nicht aufkommen. Zwar wurde der Derby-Tag, der mit seinem weltberühmten Wettrennen die Season einleitete, in alter Pracht begangen, als aber die Gesellschaft sich eben rüstete, die Stadt anzuziehen, läuteten die Glocken ihr Trauerlied vom Scheiden, und all' die aufsprühenden Frühlings-Hoffnungen und Frühlings-Freuden wurden mit ihrem Gelächte ebenfalls zu Grabe getragen.

Die Königin kam nur für eine sehr kurze Zeit nach London, und es boten die abgehaltenen „drawing rooms“ naturgemäß durch die vorherrschenden Trauerfarben nicht das lebensvolle Bild, das sich sonst bei diesen Hof-Comen entwickelt. Bereits im Juli begab sich die Königin nach Osborne und später nach ihrem schottischen Schlosse Balmoral, wo die heftigen Herbststürme zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt eintrafen. Noch in diesem Monate wird Kaiserin Friedrich in Windsor erwartet, dem Orte, wo sie einst mit dem geliebten Gatten den Bund für's Leben schloß.

Trotz der Abwesenheit des Hofes und des hohen Adels war uns jedoch immer noch genügend Stoff für Abwechslung und Zerstreuung geboten. Wie alljährlich, haben wir auch diesmal wieder Sarah Bernhard am Themseseitende gesehen. Durch ihr Gastspiel wurden die Aufführungen des Irving-Goethe'schen Faust, der unserem rein Goethe'schen so wenig ähnlich sieht und die uns zwei Jahre lang gepeiniget haben, beendet. Das nächste Ereigniß war Charles Wundham's Rückkehr von seiner Continent-Reise; der Künstler fühlte ein dringendes Bedürfniß, seinen David Garrick, den er in Deutschland deutsch in Russland russisch gespielt hatte, auch einmal wieder ein Jahr lang englisch zu spielen.

Wie stets im Herbst, hatte man auch in diesem Jahre das Covent-Garden-Theater zu einem großen Wintergarten umgestaltet, wo die völlig in Mode gekommenen Promenaden-Concerte abgehalten werden. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Briten, der durch die eigenartige Bau-Art seines Hauses in hundert Fällen neunundneunzigmal einen Garten hinter demselben besitzt, denselben doch nie zu benutzen, sondern ihn nur als einen Ausstattungs-Gegenstand zu betrachten. So sind es denn die Gärten der alljährlichen Ausstellungen, ganz besonders aber die Jmitation im Covent-Garden, die dem Engländer endlich einmal willkommene Gelegenheit bieten, sich der Welt „im Freien“ zu zeigen. Ich spreche hierbei nur vom Bürgerstande, denn die weltberühmten Parks der englischen Granden würden meine Behauptung zu nichte machen.

Zwei Bilder sind es, die auch dieses Jahr zu den an-



muthigsten des Londoner Lebens gehören: das eine der Korjo im Hyde-Park, und das andere ein Sonntag-Nachmittag auf der Themse in der Gegend von Richmond. Der fashionable Tag für den Hyde-Park ist der Freitag-Nachmittag, an welchem sich Alles, was London an Berühmtheiten aufzuweisen hat, dort ein Rendezvous giebt. Auch der Hof ist dabei meist durch den Prinzen von Wales mit seiner schönen Gattin vertreten. Das erwähnte Bild des Flusslebens ist nun aber, wenn auch nicht ganz so fashionable, dennoch ungleich anziehender. Man muß diese jugendfrischen Töchter Albions, von denen eine immer hübscher als die andere ist, in ihrem leichten boating costume sehen, um zu wissen, was Lebensfreude heißt. Das Lacht und Schwatzt und flirrt, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn unser guter deutscher Michel nur zu oft sein Herz auf dem Flusse verliert, und man möchte Simrod's Worte vom Rheine und seiner Vorelei umdichten, nur schade, daß die Themse für deutsche Verse gar keinen rechten Klang hat.

Dies Bild leitet mich nothwendig zu einer im Londoner Leben Mode gewordenen Frage über, nämlich: „Is marriage a failure?“ (Ist die Ehe ein Mißgriß?). Die Frage ist durch die endlosen Artikel des „Daily Telegraph“ zum fliegenden Wort geworden. Es ist speziell englisch, daß ein Blatt von höchster politischer Bedeutung eine Frage, die absolut nicht in seinen Rahmen paßt, zur offenen Discussion seiner Leser stellt. Aber die englische Frau liebt es, im Gegentheile zu ihren holden deutschen Schwestern, ihre Stellung zu socialen Fragen zu nehmen, und — Hand auf's Herz, — etwas Eitelkeit ist wohl auch dabei, ihre eigene Meinung in tausenden von Exemplaren über die ganze Welt gedruckt zu finden. Auch die deutsche Ehe wurde mit in die Discussion gezogen, freilich hat man hier in England eigenhümliche Begriffe über dieselbe. Man stellt sich die deutsche Hausfrau meist als die unterthänige Skavin ihres Mannes nur in der „Kneipe“ wohlwühlenden Despoten vor. Um so mehr freut es mich, als die Herausgeberin des „Lady's Pictorial“ in ihrem Blatte jüngst erklärte, daß sie im Gegentheile zu verschiedenen, ihr mitgetheilten Ansichten darin mit den Anschauungen der deutschen Hausfrau übereinstimme, daß eines Weibes Glück in der dienenden Liebe ihrem Gatten gegenüber bestünde.

Ein entschiedener Erfolg der diesjährigen Saison ist die italienische Ausstellung. Es ist wohl das erste Mal, daß der sonst so kunstunverständige John Bull ein Werk von hohem Kunstwerthe in seiner Hauptstadt sieht. Die Ausstellung wurde unter italienischem Protectorate eröffnet und umfaßt neben den Werken der italienischen Industrie eine Gallerie moderner Delgemälde und Sculpturen. Die erstere, durchaus nicht unbedeutend, wird durch die Sculpturen noch bei Weitem übertroffen. Mit dieser Ausstellung hat Italien bewiesen, daß Frankreich nicht mehr unbestritten die Krone gebührt in der Darstellung der mit künstlerischem Idealismus gepaarten Wahrheit der Form.

Inzwischen rückt der Winter mit Macht heran. Schon haben wir ihn wieder gesehen, den unheimlichen gelben Gesellen, der Morgens mit uns aufwacht, und den wir den ganzen Tag nicht los werden können. Zu unsere Lungen dringt er und zwingt uns zu ewigem Husten, auf die Augen wirft er sich, nur in der Absicht, uns Schmerzen zu bereiten, und mischen sich erst einmal die Dünste und Rauchwolken, die den Legionen von Schloten Londons entsteigen, mit ihm, dann wird es schwarz um uns. Er zieht seine magischen, brauenden Kreise um die Laternenlichter, die trübe flackernd kaum Licht verbreiten. So unverkämmt ist der Geselle, daß er unaufgefordert selbst in die Häuser dringt und auch dort sein unheimliches Spiel treibt. Da hört man tagüber nur das Knallen der Signale auf den Eisenbahnen, denn auf die Lichtersprache kann man sich nicht mehr verlassen; sonst ist die Welt grauig still um uns, und jeder Schall trifft nur gedämpft und wie aus weiter Ferne unser Ohr. Das ist der Nebel, der böse englische Nebel, den man unserem Lande als nie fehlendes Attribut giebt. . .

Walter Braunsnit.

## Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Mädchen von Capri.** Von F. Gesellschaft. Siehe das Bild, Seite 201. — Im zweiten Beiblatte der letzten Unterhaltungsnummer machten wir auf ein neues großes Prachtwerk aufmerksam, das Julius Kohnmeyer im Verlage von G. L. Wiskott in Breslau unter dem Titel „Aus Studien-Mappen deutscher Künstler“ herausgiebt. Im Interesse dieses außerordentlich schönen und echt künstlerischen Unternehmens, dem wir eine weite Verbreitung wünschen, bringen wir heute eine auf zwei Drittheile verkleinerte Probe-Abbildung aus der demnächst erscheinenden Gesellschafts-Mappe. Der bekannte Historienmaler hat in dieser reizenden Studie einen höchst anziehenden und amusehenden Vorwurf gewählt. Das liebliche Gesicht des jungen Mädchens trägt ganz den eigenartigen, aus römischen und griechischen Schönheitslinien sich mischenden Typus des weiblichen Elementes von Capri. Die Auffassung ist vortrefflich, — vorzüglich gelungen namentlich der sinnig-lebende Ausdruck des Gesichts und der Blick des Auges. Das Mädchen ist körperlich noch wenig entwickelt, — die Capresinnen sind übrigens alle schlant, — aber der reizende Ausdruck im Antlitz deutet darauf hin, daß die zarte Knospe sich schnell zu üppiger Sommerblüthe entfalten kann.

**Eine Verhaftung zur Zeit des großen Kurfürsten.** Nach einer getuschelten Federzeichnung von Harry Joshua. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung. Siehe das Bild, Seite 204 und 205. — Als der große Kurfürst nach dem Ableben seines Vaters die Regierung übernahm, ein Fürst in so jugendlichem Alter, wie vor und nach ihm kein Hohenzoller den Thron bestiegen hat, fand er sein Land mitten in den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges als einen Spielball zwischen Schweden und Kaiserlichen, ohne die Macht, sich Weider zu erwehren. Aus dieser Ohnmacht führte er Brandenburg empor zu der Höhe des leitenden Staates in Norddeutschland; seiner Energie, die Kräfte zu sammeln, seinen außerordentlichen Feldherrn-Gaben, seinem großen Organisations-talent für die Werke des Friedens wie die des Krieges ist es zu danken, daß Friedrich I. die Königskrone als ein der Bedeutung des Staates entsprechendes Attribut fordern konnte. Ein hohes Bewußtsein von dem Rechte und den Pflichten seiner fürstlichen Würde war die Wurzel seiner Kraft, und auch der brandenburgische Adel und die Städte, deren Selbstbewußtsein wieder um so heller aufblühte, je ohnmächtiger er die Marx beim Antritt der Regierung des jugendlichen Herrschers sah, mußte es erfahren, daß

dieser wohl treue Unterthanen und Mitarbeiter an seinem großen Werke, aber keine Herren neben sich duldete. Er zeigte sich unerbittlich und unbegreiflich, wo er Gegenströmungen gegen seinen Willen sah. Angenehm überrascht werden die Bewohner nicht gewesen sein, wenn die kurfürstlichen Reiter in nächstiger Stunde an die Thür eines Hauses pochten und den Herrn desselben zur Verantwortung forderten. Aber diese Strenge war nothwendig, um das Staatsbewußtsein in den Unterthanen zu wecken und den letzten Rest mittelalterlicher Selbstherrlichkeit zu brechen.

## Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

**Aufnääh-Arbeit.** — Bänderverflechtungen haben stets ein beliebtes Motiv für ornamentale Bildungen abgegeben, und es hat die weibliche Handarbeit naturgemäß des öfteren zu solchen Mustern und Techniken gegriffen, bei denen in einander geschlungene Linienzüge (z. B. Aufnääh-Arbeiten in Soutache) oder sich überkreuzende breitere und schmälere Bänder (wie bei der fogenannten Band-Technik) gewissermaßen das Leitmotiv bilden, das dann durch mehr oder weniger reiches Blumen- und Rankenwerk seine Verbindung erhält. Auch die Barockzeit, und sie insbesondere, bildet ihr Ornament ähnlich aus, und Ornament-Werke aus jener Zeit, — wir verweisen nur auf das Werk von Jean Berain (1636—1711), — bieten eine Fülle reizvoller, verwendbarer Motive. Bei der verhältnißmäßig einfachen Technik, mit welcher solche Muster dann in die weibliche Handarbeit überetzt sind, erzielte man durch das Aufnääh seidener und anderer Bänder auf einfarbigen, meist kräftig getönten Grundstoff, sowie durch Ausführung der Blumen theils in Application, theils in Füllstichen eine einfach klare und vor Allem decorative Wirkung.



Die mit vorstehender Abbildung veranschaulichte Bettdecke, welche der Lette-Berein für die diesjährige Kunstgewerbe-Ausstellung in München anfertigte, greift diese Technik wieder auf und sucht dieselbe selbständig für den gegebenen Zweck zu verwerthen. Auf einem Grunde von mattblauem Satin de Chine mitteltiefer Tönung sehen wir cremefarbenes mit schmalerem weißen Seidenbände abwechselnd sich verflechtend. Die aus Seidenstoff applicirten Blumen wurden, im Gegentheile zu den meisten alten Arbeiten, nicht mit Watte unterlegt und zeigen, wie es sich bei reicheren Mustern ganz besonders empfehlen dürfte, eine von den aufgenähten Bändern etwas abweichende Tönung. Einzelne Blumen, resp. einzelne Theile der Blumen wurden in verschiedenartigen Füllstichen ausgeführt. Da die Decke für ein Doppelbett gedacht war, so mußte die der großen Breite wegen in der Mitte entstehende Naht des Grundstoffes gedeckt und beim Entwurfe des Musters eine über die ganze Breite laufende Bänderverflechtung angeordnet werden. Der Abschluß der an den Längsseiten des Bettes herabhängenden Dede ist als solcher durch lambrequinartige Form gekennzeichnet.

Diese Arbeit wird, so hoffen wir, der einen oder anderen unserer Leserinnen gewiß Anregung geben, diese dankbare Technik selbst an einer hübschen Arbeit zu versuchen und ihr vielleicht durch Verbindung mit anderen Techniken noch mehr Abwechslung und Reiz zu verleihen. \*)

\*) Die dargestellte, nach einem Entwurf des Architekten R. Gohler angeführte Decke ist im Lette-Berein veräußlich.

## Aus der Sträuerwelt

**Wien.** — Erzherzog Leopold Salvator, ältester Sohn des Erzherzogs Karl Salvator, hat sich mit Donna Blanca, Prinzessin von Bourbon, verlobt. Donna Blanca ist die älteste Tochter des einstigen spanischen Thron-Prätendenten Don Carlos. Der Bräutigam, der am 25. October sein 25. Lebensjahr vollendete, bekleidet in der österreichischen Armee den Rang eines Hauptmannes

erster Klasse im 3. Artillerie-Regimente. Die Braut, eine vornehme, sympathische Erscheinung, erblickte am 7. September 1863 das Licht der Welt.

**Shanghai.** — Die Kaiserin-Mutter von China wird demnächst von der Leitung der Regierung zurücktreten und will dieselbe ihrem jugendlichen Sohne übergeben. Schon vor zwei Jahren hat die Kaiserin die Absicht bekannt gegeben, sich von der Regentenschaft zurückzuziehen, ließ sich aber durch die Bitten der Minister und der Prinzen zur Fortführung der Regierung bewegen. Nun ist sie auf ihren Wunsch zurückgekommen, und wie aus dem in dem amtlichen Organe der chinesischen Regierung, der „Peking Gazette“, veröffentlichten Decret ersichtlich, kündigt die Fürstin an, daß sie am dritten Tage des zweiten Monats des nächsten chinesischen Jahres, also am 4. März 1889 die Regierungsgeschäfte zurücklegen werde, die der Kaiser nun selbständig führen soll. Interessant sind die Vorgänge, die diesem Entschlusse der Kaiserin vorangingen, besonders die Art, wie sich die Prinzen bemühten, sie von demselben abzubringen. Unter denjenigen, die sich am eifrigsten bemühten, die Kaiserin zu bewegen, daß sie dem Sohne noch fernerhin ihren Rath und Beistand schenken möge, befand sich in erster Reihe der Vater des jungen Kaisers, Prinz Chun. In ihrer Antwort erwiderte die Monarchin, daß die Regentenschaft seitens einer Kaiserin nur ein ausnahmweisiges Ereigniß sei, und daß der junge Kaiser sich ihr gegenüber stets auf das Gewissenhafteste benommen habe, daß sie demnach, gerührt von den ihr zu Theil gewordenen Ehrfurchts-Bezeugungen, noch für einige Zeit Regentin bleiben wolle. Seither wurde für die Kaiserin ein besonderer Palast gebaut, in dem allerlei Unterhaltungen stattfanden, Neuerungen, die früher kaum möglich gewesen wären. Es macht sich eben jetzt ein Zug nach Heranrücken aus der bisherigen Abgeschlossenheit und nach Einführung westländischer Einrichtungen bemerkbar. Der Vorgänger des nun nach dem Rücktritte der Kaiserin zur Regierung gelangenden Kaisers ist bereits seit dreizehn Jahren todt. Kaiser Kung-Chi starb am 12. Januar 1875 an einer Blatternkrankheit im Palaste zu Peking und hatte kaum das 19. Lebensjahr erreicht. Er war in der Regierung seinem Vater, dem unglücklichen Kaiser Hien-Feng, 1861 gefolgt. Nach dem Tode Kaiser Kung-Chi's trat eine Verzögerung in der Er-

nennung seines Nachfolgers ein. Mehrere Prinzen wurden als seine Nachfolger genannt, die Nacht befand sich aber in den Händen der zwei Kaiserinnen, nämlich der Kaiserin-Witwe nach Chien-Feng und der Kaiserin-Mutter Kung-Chi's, welche thatsächlich das Reich unter dem Beistande des Prinzen Kung seit der Thronbesteigung Kung-Chi's regiert hatten. Von den Hofparteien war keine stark genug, den Kaiserinnen Opposition zu machen. So blieb die Herrschaft in den Händen der beiden Frauen. Als der jetzige Kaiser vor zwei Jahren in eigener Person zu regieren begann, hat seine nun von der Regentenschaft zurücktretende Mutter in liebevollster Art die Aufsicht über seine Regierungs-Handlungen geführt.

## Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Wien.** — Als großer Neuheit muß der Toiletten aus Damentuch mit breiten à jour Säumen, in herrlichster punto-tirato Musterung Erwähnung geschehen. Wir sahen ein solches Kostüm von vornehmstem Geschmack, bei welchem über einen weißseidenen, mit schmalen à jour Säumen geränderten Rock, ein zweites aus silbergrauem, feinstem Damentuch fiel. Diesen umsäumte eine 16—18 Cent. breite punto-tirato-Bordüre, welche den weißen Seidenrock ungemein wirksam hindurchschimmern ließ. Das weißseidene Blusenwend des Unterkleides mit weiten Bouverärmeln schaut unter einem äußerst graziosen, durchweg à jour gearbeiteten Tuchjäckchen hervor, das den Wuchs höchst vortheilhaft hervorhebt. Th. M.

**Berlin.** — Nach jahrelanger stiefmütterlicher Behandlung sieht sich der Schwan en pelz wieder in seine vollen Rechte eingesetzt und, wie früher, zur Ausstattung von Abend-Gapoten, Sorties, Ballkragen u. s. w. verwendet. Seitdem es nun gar einem Leipziger Kürschner gelungen ist, den Federpelz in allen, selbst den zaristischsten Tönen, zu färben, wird ihm eine große Zukunft als Garniturmittel sowohl der lustigen Füll- und Gaze-Kleider, als auch der hellen Seidenroben prophezeit. S. J.



Nichts Lustigeres und Zarteres, als ein erstes Ballkleidchen, bestehend in einem mit Schleifen gezierten Bolant-Rock und einer halbhohen, krausen Gürtel-Taillie. Der Glanz von Perlen, Brillanten und knisternder Seide erbleicht neben dieser Jugendlichkeit. Stickereien auf Batist und in allen matten Tönen



gefärbte Seidenen Spitzen in den zarten Mustern und Geweben der Valenciennes wetterfein um den Vorrang. Letztere wirken am schönsten auf einem gleich-

farbigen Taffetrock. Bei weitem reichere Bolant-Garnituren bilden mit bunter Seide und Metallfäden auf weißem oder farbigem, ja sogar schwarzen Seidencrepp ausgeführte Stickereien. F. J.

Paris. — Neben den spanischen Epigantüchern und den Chantilly-Shawls, die gleichsam über der Mode stehen, bevorzugte man neuerdings als leichte abendliche Kopfhülle die lustigen weißen Tüllwollen mit Durchzug-Arbeit. Ihnen entstand aber bereits eine Concurrenz in zierlichen Capote-Arrangements aus Tüll mit seidener Plattstich-Stickerei und übereinstimmendem Spitzen-Ansatz. Absteckender Schleifenschmuck belebt diese zarten Kopfhüllen, die man sowohl schwarz, als auch weiß oder farbig herstellt.



Der Glanz der Toiletten in den Ball- und Theaterzalen, wie sehr er ein für Farben- und Formen-Reichthum empfängliches Auge auch zu entzücken vermag, wird fast noch überstrahlt durch die prächtigen Doppelmäntel (sortio do bal), in welche die eleganten Pariserinnen sich für den Heimweg, wie die Feen in ihr Schwankenkleid, hüllen. Der Vergleich liegt nahe; denn das kostbarste weiße Pelzwerk verbräunt den oberen, aus Sammet oder schwerer Faulle hergestellten Theil dieser Mäntel, während der untere, mit Plüsch gefütterte aus Seidendamast, nicht selten mit eingewirkten Gold- oder Silberblumen, besteht. Nur verheirathete Damen tragen jedoch diese reich ausgestatteten Mäntel; junge Mädchen begnügen sich mit einer



Jade oder einem Rad aus Wollstoff, ganz einfach mit einem Pelztragen oder einer ausgeschlagenen dicken Stoffrüsche garnirt.

Aus den Ateliers des berühmten Worth ging kürzlich eine reizende Toilette für eine junge Frau hervor. Ganz aus hellgrünem Atlas hergestellt, sind Rock und Taillie mit einer durchbrochenen Passeneterie ausgestattet, in der ungeschliffene Granaten mit Korallen-Perlen wechseln. Straußfedern schmücken den grauen Filzhut, der mit korallenrothem Sammet gefüttert ist.



Ein Zimmer, dessen Wände nicht mit Gemälden und tausend Nichtigkeiten ohne wirklichen Zweck geschmückt ist, macht in Paris den Eindruck, als ob es unbewohnt sei. Demgemäß hängt man gegenwärtig unter Anderem ziemlich große stufenförmige Konsolen von Bambus an die Wände. Auf die oberste Stufe stellt man eine mit Blumen gefüllte Vase, darunter, auf eine in mattfarbiger Seide gestrichelte Decke, eine Statue. Die anderen Abtheilungen dienen zu Büchern und anderen kleinen Gegenständen. B. de G.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 23. Leinenstickerei. Altdenksche, slavische, italienische und spanische Muster. — Neben einer großen Anzahl von Mustern in unserer

Verlag von Franz Eipperle in Berlin W., Postdamer Straße 28.

bewährten Darstellungsweise des Kreuz- und Strichstiches enthält das der heutigen Nummer beigegebene Extra-Blatt auch mehrere nach jenen Mustern in verschiedener Technik gestickte Vorlagen. Die vielseitige Verwendbarkeit solcher Muster, — nicht allein für den Kreuzstich und dessen verwandte Stichearten, den Flechten-, Voden-, Ketten-, Knötchen-, Ueberfang-, Wirt-, Flach-, Gobelin-Stich etc., sondern auch für Durchbruch-, Stopf-, Häkel- und Strickarbeiten, — betonen wir wiederholt, sowohl in den Nummern und auf den Beilagen unseres Blattes, als auch in den verschiedenen Sammlungen für Leinenstickerei. (IV. [letzte] Sammlung mit vielen verschiedenen Ausführungen und Anwendungen, nebst 193 Mustern auf 30 Tafeln, sowie 20 Seiten Text mit 109 Abbildungen. Preis in Mappe 3 M.) Es bedarf somit nur des Hinweises hierauf, um den Leserinnen die außerordentliche Gestaltungsfähigkeit dieser Art von Mustern in Erinnerung zu bringen. Die erste Seite des Extra-Blattes bietet verschieden angeführte Bäumchen und Vorten.



Zu der schönen Bordüre in punto tirato, Abb. 5, giebt Abb. 16 das Muster nebst Abbildung, während an der hier beigelegten Darstellung die vorzügliche Wirkung des durchbrochenen Musters für einen Vorhang zur Anschauung kommt. Das aus Vorten, Bäumchen und Klein-Figuren zusammengesetzte, in Flechten- und Strichstich ausgeführte Arrangement, Abb. 22, ist einer Decke entnommen, die unsere Leserinnen mit Abb. 5 in der Nr. v. 2. Dec. d. J. finden. Soweit es der Raum gestattet, machen die Unterschriften zu den einzelnen Abbildungen Angaben über Herkunft, Ausführung etc. der Muster, welche in ihrer verschiedenen Rationalität manchen interessanten Vergleich bieten. D. V.

Der als Grundstoff für Stickereien einst so unentbehrliche, dann aber längere Zeit ziemlich vernachlässigte Caneväs beginnt die frühere Gunst wieder zurückzuerobieren, ja sie in erhöhtem Grade sich zuzueignen, seitdem neben dem bekannten Gewebe, das schlecht und recht aus weißen Baumwollfäden besteht, vornehmere Caneväsarten aus Gold- und mit Gold gemischten naturfarbenen Leinenfäden (Picelle-Caneväs) u. a. fabricirt werden. Auf einem derartig veredelten Grund reizt es die Kadel, ihre amnuthigen Gebilde von Neuem hinzustreuen, weshalb sich die Nachfrage nach Caneväs-Stickereien neuerdings von Tag zu Tage steigert. Da aber nichts auf Erden in der ursprünglichen Form wiederkehrt, sondern nach dem Geschmack der Zeit gemodelt wird, so erscheinen diese Stickereien auf mannigfaltige Weise aus Kreuz- und Gobelinstichen, petit point u. i. w. gemischt. Der hierdurch bewirkte Effect ist vorzüglich, besonders wenn der goldglühende Grund einen Rahmen von dunklem Plüsch erhält. Nun aber zeigen sich sofort verschiedene Varianten der erneuerten Arbeitsweise. Im petit point auf feinstem weißen Caneväs ausgeführte Vorten und Bouquets

schneidet man aus und applicirt sie auf Plüsch, Atlas oder Gold-Caneväs, oder dieser letztere selbst bildet den Grund der Appliquations-Figuren, während die Stickerei sich nur darauf beschränkt, durch einen farbig abgezeichneten Rand zugleich die Befestigung herzustellen. Stickereien auf gewöhnlichem weißen Caneväs, den man mit andrucksvoll schattirter Musterzeichnung, auch bereits in den betreffenden Farben mit Wollse unterlegt, kaufen kann, erfordern natürlich eine Fällung, für die sich der Gobelinstich vortrefflich eignet. Was die Muster anbetrifft, so bieten sie die größte Mannigfaltigkeit. Stylisirte Blumen, Arabesken, Landschaften und Genrebilder mit Figuren in den malerischen Kostümen des Rocco und der Renaissance erscheinen allein oder in amnuthigen Verschlingungen, hier ein Mittelstück, dort eine Vorte oder einen überstreuten Fond bildend. Seide, Roos- und Orientwolle sind die vorwiegend hierzu verwendeten Materialien. Ihrer außerordentlich plastischen Wirkung wegen eignen sich diese Stickereien namentlich zu Wand-Decorationen, Ofenschirmen, Thür-Draperien etc.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Weihnachts-Gebäck.

Von Alters her ist das Baden der Stolz und die Freude der wirthlichen Frau gewesen; in vielen Häusern ist ohne dasselbe kein Fest zu denken, namentlich kein Weihnachtsfest, an dem wir gewohnt sind, Kuchen verschiedenster Art und süßes Gebäck in reicher Fülle auf unseren Tischen zu finden. Wer entzäume sich aus seiner glückseligen Kindheit nicht jener besonders schönen, aufregenden Tage, an denen Berge von Zucker, Rosinen und Mandeln von

verfäherischem Ansehen in der Küche gerieben, verlesen und gewiegt wurden? Allerdings war gerade dann die Küche meist ein verbotenes Paradies für uns, und erst wenn der süße Duft des fertigen Gebäcks sich zu verbreiten begann, wenn Kapfluchen, Stritzel, Stollen wohlgerungen aus dem Ofen kamen, wurde ein bewundernder Anblick gestattet, oder es gab wohl gar einen Kuchenmann mit Rosinenaugen, der, sofortiger Vernichtung geweiht, begeisterte Anerkennung fand und die Hoffnung kommenden, größerer Genüsse erweckte. Zur Anregung für's Baden bringen wir folgende Recepte.

**Berliner Kapfluchen.** Hierzu gehören: 1 Kilo Mehl, 250 Gramm Butter, 125 Gramm Zucker, 65 Gramm Pflanzöl, 10 Liter Milch, 4 ganze, 4 gelbe Eier, 250 Gramm Sulfanrofinen, 125 Gramm Rosinthen, 60 Gramm Citronat, 30 Gramm fein gewiegte, süße, mit einigen bitteren gemischte Mandeln und die auf Zucker abgeriebene Schale einer Citrone. Nachdem das Mehl am Vorabend gut gesiebt und über Nacht an einen warmen Ort gestellt worden, bereitet man vom vierten Theile desselben mit der in der lau erwärmten Milch aufgelösten Gese ein weiches Gesevlud, das sich, — warm gestellt, — heben muß, um zum Gebrauch fertig zu sein. Die Butter wird inzwischen zu Sahne geschlagen, abwechselnd ein Löffel Mehl, ein Ei, etwas Zucker und, wenn diese verrührt sind, das Gesevlud hinzugegeben; mit dem Rühren der Masse wird aber fortgefahren, bis sie Blasen schlägt, sich mit der Keule hochziehen läßt und zusammenhängend niederfällt, wozu etwa 1/2—3/4 Stunden gehören. Zuletzt giebt man die Citronenschale, die gut verlesen, gewaschen und getrockneten Rosinen, Rosinthen, die gewiegten Mandeln, fein geschnittenes Citronat und, nach Belieben, einen Eßlöffel Rum hinzu, füllt den Teig in die gut mit Butter ausgestrichene, mit Mandelfrüchten ausgestreute Form, läßt ihn noch einmal etwas aufgehen und backt ihn in nicht zu heißem Ofen eine Stunde lang.

**Schlesischer Mohnstriezel.** Der Teig besteht aus 1/2 Kilo Mehl, 125 Gramm Butter, 16 Gramm fein gestohlenen Mandeln, 65 Gramm Zucker, 3 ganzen Eiern, 30 Gramm Gese, 10 Liter Milch und 1/2 Kilo gebrühtem, schwarzem Rohn, der mit etwas Milch fein gerieben, mit 2 ganzen, 4 gelben Eiern, 125 Gramm Zucker, 32 Gramm zerlassener Butter und ein wenig Sahne vermischt wird. Ist das Gesevlud auf die vorerwähnte Art bereitet, so knetet man Mehl, Eier, Zucker, Mandeln, abgeriebene Citronenschale und eine Prise Salz zu einem ziemlich festen Teig, giebt das Gesevlud hinzu, schlägt die Masse, — nach und nach die zerlassene Butter zugehend, — tüchtig durch, und zwar so lange, bis sie feinstbläsigt wird. Dann stellt man sie, nachdem sie mit Mehl behäutet und mit einem Tuch bedeckt worden, an eine warme Stelle, wo sie aufgehen muß. Nun wird der Teig noch einmal durchknetet und auf einem Backbrett zu einer länglich-viereckigen, dünnen Platte ausgerollt; diese bestreicht man gleichmäßig mit dem Mohn, legt sie zusammengewickelt auf ein Blech, oder noch besser, — wie Königsbuchen, — in einen eigens dazu gefertigten Blechkasten, bestreicht sie, sobald sie aufgegangen ist, mit Butter und backt sie in 3/4 Stunden in mäßig heißem Ofen.

**Bremer Wickelfuchen.** 1 Kilo Mehl wird mit 250 Gramm Butter, 4 Löffeln heißer Milch und 125 Gramm Gese, die in einem Tassenlopf voll lauwarmen Milch aufgelöst worden, zusammengeführt, gut durchgearbeitet und zum Aufgehen 1/2 Stunde lang auf dem warmen Herd gestellt. Auf dem Backblech, — ähnlich wie der Mohnstriezel, — zu einer knapp fingerdicken Platte ausgerollt, wird diese zunächst mit 250 Gramm zerlassener Butter bestreicht, unter die man zwei Eier schlug, und dann mit einer Mischung bestreut, die aus 250 Gramm fein gewiegtem Citronat, 250 Gramm gestohlenen Mandeln, 375 Gramm geriebenem Zucker, der abgeriebenen Schale von 2 Citronen und ein wenig feinem Caneel besteht. Vorsichtig zusammengewickelt, legt man den Kuchen auf ein Blech, läßt den Teig nochmals aufgehen, backt ihn in ziemlich heißem Ofen, bestreicht ihn, sobald er gar ist, mit Butter und bestreut ihn mit Zucker. G. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Angora-Rahen. — Wo kann man ein junges weißes Angora-Rähchen kaufen? Frau F. W. in D.
- Gelbe Stiefletten zu puhen. — Wie puht man die gelben feinen Stiefletten am besten? Abonnentin in München.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeilennummern hinter den Schlagworten hin.)

**Chlorfalk (144).** — Chlorfalk als Fleckwasser, mit Vorsicht und richtig angewendet, ist für die Wäsche nicht schädlich und dem Auge nicht sichtbar, wird es indessen leichtsinnig von Dienstboten gebraucht, so zeigen sich bald in der Wäsche kleine runde Löcher; auch verliert das Leinwandzeug seinen Glanz und bekommt ein stumpfes, baumwollenartiges Aussehen; nimmt man die Wäsche in die Hand, hat man eine faulige, kaltsige Empfindung, und überdies macht sich ein eigenthümlich scharfer Geruch bemerkbar.

**Sauce béarnaise (144).** — Vier Chalotten werden in einem Stück guter Butter geschwigt, mit Mehl und Bouillon zu einer dickflüssigen Sauce verrührt, der man einen Zusatz von süßer Sahne giebt und die man mit Salz abschmeckt. Durch ein Sieb gegossen, wird die Sauce mit einem Löffel Bordeaux-Essig und einigen Eigelben abgezogen und sofort auf die Tafel gegeben. B. R.

D. S. in Wien. — Wir bringen Gedichte nur in Ausnahmefällen; besten Dank.  
Bettler Hans. — Leider nicht zu verwenden. Wir bitten um gefällige Angabe Ihrer Adresse.  
J. E. — Fragen aus dem Gebiete der Kosmetik können wir nicht berücksichtigen.

Bezugsquellen: Bettdecke, Seite 207; Lette-Berlin, SW, Königgräber Str. 99. — Farbiges Schwannenzug, Seite 207; Ferdinand Stöck, Leipziger Str. 16. — Kallender, Seite 208; M. Levin, C. Dannebergplatz 1. — Capote aus Epinental, Seite 208; M. Basse, W. Leipziger Str. 42. — Caneväs-Stickereien, Seite 208; G. A. König, W. Jägerstr. 23; Stiebel u. Schmidt, W. Friedrichstr. 78; D. Kruppe, W. Leipziger Str. 129.

Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.